

btb

Buch

In jeder dieser ungewöhnlichen Geschichten treten Tiere auf – mal als Jäger, mal als Beute oder auch nur als des Menschen bester Freund. Eine eigenartige, enge Beziehung tut sich zwischen Mensch und Tier hier auf, es ist, als könnten die verborgenen Ängste und Sehnsüchte des Menschen, die Blessuren, die ihm das Leben beigebracht hat, die Gefühle, die er nicht auszudrücken wagt, erst im Spiegel des tierischen Gegenübers faßbar werden.

Ein einsamer Elefantenpfleger findet etwas dem Seelenfrieden Vergleichbares, wenn er sich der Gefahr aussetzt, von seinem tonnenschweren Schützling erdrückt zu werden. Ein Kind spielt mörderische Spiele mit dem Kaninchen, das ihm sein ferner Vater geschenkt hat. Eine junge, behütete Frau, die sich nichts sehnlicher wünscht, als frei zu sein, wird im afrikanischen Dschungel von einem Affen gebissen und verschwindet spurlos ... Elf höchst originelle, mit Bravour erzählte Geschichten über das grausame und liebenswerte Monster Mensch.

Autorin

Hannah Tinti wuchs in Salem, Massachusetts, auf. Sie studierte Literatur an der New York University, bekam zwei Stipendien und veröffentlichte u. a. in *Best American Mystery Stories*, *Story Quarterly* und *Epoch*. Im Augenblick gibt sie das Magazin *One Story* heraus. Ihr Erzählband erschien in zwölf Sprachen.

Hannah Tinti

Tanz der Tiere

Erzählungen

*Aus dem Amerikanischen
von Brigitte Heinrich*

btb

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Animal Crackers« bei The Dial Press, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2007,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2004 by Hannah Tinti
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2004 by Luchterhand
Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagbild: Getty Images/Jonke
Satz: Filmsatz Schröter, München
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
CP · Herstellung: BB
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-73714-7

www.btb-verlag.de

*Dieses Buch ist meinen Eltern
Hester und William Tinti gewidmet*

Tanz der Tiere



Es ist Zeit, den Elefanten zu waschen. Joseph hat die Schläuche herausgeholt, und ich versuche, Marysue durch die Tür dorthin zu treiben, wo wir das machen. Hopp, sage ich und stupse sie mit einem Besen. Ich muß vorsichtig sein – da ist ein Teil von mir, der vor fahrende Autos läuft –, dem letzten Wärter hat sie sich mit ihrem vollen Gewicht auf den Fuß gestellt, und die Knochen wurden zu Splittern zermalmt. Ich stelle mir vor, wie meine Exfrau dieses riesige Ohr anhebt und hineinflüstert: *Tritt da drauf*.

Als ich anfang, luden mich die Angestellten zu einem Bier ein und zeigten mir ihre Narben. Sie sagten, es würde früher oder später passieren. Sie sagten, ich solle aufpassen. Jeder, der mit Tieren arbeitet, hat irgendwo ein Zeichen.

Joseph sagt, große Tiere seien wie große Probleme. Er sollte es wissen, er hat seinen Teil abgekriegt – wurde mit achtzehn von der Armee nach Kambodscha verschifft. Er war in Ordnung, als er zurückkam, sagt er, doch dann wurde ihm in einem Wanderzirkus von einem Senegal-Löwen der Arm abgerissen. Er hat am Ende seines Ellbogens einen kleinen Stumpf, der hin und her pendelt. Wie ich hatte Joseph einmal eine Frau, die nicht mehr auf der Bildfläche erscheint. Sie hat ihn wegen eines Mannes verlassen, der ebenfalls in Kambodscha war. Joseph sagt, es war sein Fehler. Er gibt nicht dem Löwen die Schuld.

Es ist ein warmer Tag, und ich schwitze in meinem Overall. Wir schrubben Marysues Beine, und Joseph erzählt mir eine andere Geschichte, diesmal über seinen

Freund Al, den er beim Militär kennengelernt hat (nicht der, der mit seiner Frau in den Sonnenuntergang davongefahren ist). Ich höre ihm zu, wie er den Dschungel beschreibt, und richte meinen Schlauch auf den Boden, um Schlamm zu produzieren. Marysue wälzt sich gern darin. Sie nimmt etwas davon auf, wirft es sich über den Rücken, und ich massiere den Schlamm mit einer langstieligen Bürste ein. Sie schaut mich mit offenem Maul an, und ich denke, daß sie danke sagt.

Josephs Freund Al war in der Nähe von Phnom-Penh stationiert und hatte einen Kakadu als Haustier, den er für einen Dollar auf der Straße gekauft hatte. Er hockte auf seiner Schulter und krächzte mit gestäubtem Gefieder, aber meistens guckte er sich nur um und trippelte vor und zurück. Al brachte ihm bei, auf Kommando zu scheißen. Er ließ ihn zum Spaß auf seine Freunde los oder auf Leute, die er nicht mochte, als einen Spaß anderer Art.

Eines Tages gingen sie in eine Bar, und der herumfliegende Kakadu landete plötzlich auf Als Schulter und ließ etwas von seiner schimmernden weißen Gabe fallen. Das hatte er noch nie zuvor getan – Joseph lachte –, aber Al saß einfach da und sah zu, als es wie Kleister über das Camouflagegrün seiner Uniformjacke glitschte. Er sagte, ich sterbe bald, und so war es – jemand hatte eine Sprengladung an seinem Motorrad befestigt, und es flog in die Luft, als er den Zündschlüssel drehte. Joseph sagt, danach sah er den Kakadu ständig umherfliegen auf der Suche nach seinem Herrn, und schließlich wurde Joseph so wütend, daß er ihn von einem Baum herunterholte und ihm den Hals umdrehte. Damals hatte er noch beide Arme.

Ich beobachte Joseph, um zu sehen, wie es ihm geht, aber

er scheint nicht mehr wütend zu sein. Er fährt mit einem Schwamm über Marysues Füße und sagt, Seekühe hätten an ihren Flossen die gleichen abgerundeten Nägel. Er sagt, sie seien das nächste, was Elefanten an Verwandtschaft hätten. Ich versuche, mir Marysue im Wasser treibend vorzustellen, plötzlich von all diesem Gewicht befreit. Elefanten können meilenweit schwimmen, sagt Joseph. Irgendwie wissen sie, daß sie nicht untergehen.

Sandy führt das Affenhaus. Sie ist eine attraktive Frau, wenn man sie von links betrachtet. Wenn sie sich umdreht, sieht man die runzlige Haut und die schartige weiße Linie auf ihrer Wange, die bis zum Kinn reicht, wo ein Gorilla ein Stück herausgebissen hat. Die Narbe berührt knapp ihren Mundwinkel, und wenn sie lächelt, dehnt sich die Haut, und es sieht so aus, als hielte sie immer noch jemand da fest.

Sie hat im College Biologie und Zoologie studiert. Nach dem Studienabschluß wurde sie von einem ihrer Professoren als Forschungsassistentin angeheuert und machte sich auf den Weg in den afrikanischen Dschungel. Sie dachte, sie hätte das gewisse Etwas, und tat deshalb Dinge, die sie nicht hätte tun sollen, wie sich zu dicht einem neugeborenen Gorilla zu nähern, so daß die Mutter aus dem Unterholz stürmte und Sandy die Zähne ins Gesicht grub, bis das Team, mit dem sie unterwegs waren, sie erschloß. Sandy erwachte in einem Krankenhaus, wo die Ärzte mit der Zunge schnalzten, als sie die Haut über dem Knochen wieder zusammennähten.

Wir sind einmal zusammen ausgegangen. Ich habe sie zum Abendessen und ins Kino eingeladen, und danach sind wir etwas trinken gegangen. Sie erzählte mir, ihr früherer

Freund habe sie immer den Kopf zur Seite drehen lassen, wenn sie sich liebten, damit er nicht draufgucken mußte. Das alles zu hören verursachte mir ein ungutes Gefühl, so wie wenn die Leute einem zu schnell ihre Geheimnisse erzählen und einem das Gefühl geben, man sei verantwortlich. Danach habe ich sie nach Hause gebracht und bin so schnell wie möglich gegangen.

Mike kümmert sich um die Seelöwen, George und Martha. Er hat einen Masters-Abschluß in Lyrik und arbeitet schon seit sieben Jahren hier, putzt das Becken. Jeden Tag um die Mittagszeit macht er eine Vorführung, wirft George und Martha aus einem Eimer Fische zu, wenn sie an der Wasseroberfläche auftauchen. Hinterher versucht er, den Leuten seinen Gedichtband zu verkaufen, wenn der Boß nicht in der Nähe ist.

Eines Abends, als wir miteinander eine Flasche Schnaps leerten, die Hosen hochgerollt, die Füße im Seelöwenbeken, erzählte mir Mike, wie er eines Nachts vor der mexikanischen Küste mit ein paar Kumpels zum Tauchen gegangen war. Er sagte, bei Dunkelheit ins Meer zu springen sei, wie einen Friedhof zu betreten, durch die Erde zu fallen, gegen Särgе und Körper zu stoßen und all die verlorenen Siebensachen der Seelen zu spüren, die im Boden versickert sind und nach einem Ausschau halten. Er sagte, er würde es nie wieder tun.

Die Männer hatten Unterwasserlampen mitgebracht, um sich alles anzusehen. Sie befestigten Leuchtstäbe an ihren Sauerstofftanks, jeder eine andere Farbe – grün, gelb, lila. Sie hielten ihre Masken und ihre Ventile fest und ließen sich rückwärts hineinfallen.

Die Gruppe ging auf ungefähr fünfundzwanzig Meter Tiefe und überließ sich der Strömung. Insekten umschwärmten ihre Taschenlampen, und Mike sagte, er konnte kleine Tierchen spüren, die an seinem Körper zappelten, wenn sie sich in seinem Taucheranzug verfangen. Er sah riesige Hummer, Quallen, Rochen, Haie und andere Geschöpfe, seltsame Wesen, deren Namen er nicht kannte, die nur nachts herauskommen.

Mike schwenkte seine Taschenlampe nach unten. Wo ihr Strahl sich verlor, entstand eine dunkle, schuppige Bewegung von etwas Riesigem, die nicht aufhören wollte – Teil eines Mantaflügels oder die Krümmung eines Schwanzes. Das Tier wühlte stetig unter ihm herum, und da schwebten Sachen – Gerippe oder Blutsauger –, Abfallpartikel in seinem Kielwasser. Mike zwang sich, nicht in Panik auszubrechen. Er knipste seine Lampe aus, als hätte man ihn dabei erwischt, daß er seine Nachbarn ausspionierte, und hielt in der wäßrigen Stille inne. Dann schwamm er, so schnell er konnte.

Er hielt zur Sicherheit bei zehn Metern inne, um sich nicht die Taucherkrankheit zu holen. Er knipste seine Lampe an und suchte damit das Meer unter und hinter sich ab. Da war ein winziger Aal. Ein Fischschwarm. Mike beobachtete, wie langsam der grüne Schimmer einer Stablampe auf ihn zukam, und spürte Erleichterung in sich hochsteigen. Gemeinsam traten er und sein Freund Wasser, hin und her, während sie darauf warteten, daß ihr Kumpel sich ihnen anschloß. Sie konnten sein lilafarbenes Licht in der Ferne sehen.

Als er nicht näher kam, wurden sie nervös und schwammen ihm entgegen. Er war nicht da. Es waren nur seine

Tanks, die auf dem Meeresgrund lagen, und der Leuchttab, der schwankte wie eine Wetterfahne bei starkem Wind. Sie kehrten zum Boot zurück, doch dort war er auch nicht, und bis dahin hatten sie keine Sauerstoffvorräte mehr. Über Funk riefen sie Hilfe herbei. Mike benutzte einen Schnorchel und seine Taschenlampe, um weiterzusuchen, doch er blieb in der Nähe des Boots. Sie fanden die Leiche nie.

Mike warf die leere Schnapsflasche in das Becken. Wir schwiegen beide eine Weile. Ich hatte meine Finger um das Geländer geklammert und dachte an all die kleinen Kinder, die sich morgen an dem Glas ihre Gesichter platt drücken würden. Wir schwiegen noch eine Weile, und dann watete er hinein, um sie herauszufischen.

Jeden Tag hört man Tiergeschichten. Daß der kleine Johnny von einer Biene gestochen wurde und einen Herzstillstand erlitt. Daß Cousin Tom von einer Schlange gebissen wurde und danach seine Zehe verschrumpelte. Daß ein Rudel Hunde Tante Shirley die Straße hinunterhetzte, bis sie durch ein offenes Wagenfenster kletterte, es hinter sich hochkurbelte und beobachtete, wie die Tiere sie umkreisten, mit den Pfoten an den Türen kratzten und mit ihren feuchten Nasen auf dem Chrom Spuren hinterließen. Diese Geschichten sollen uns eine Warnung sein.

Joseph kratzt an Marysues Fußsohle herum. Er berührt sie unterhalb des Knies, und sie hebt automatisch das Bein, als teilten ihr seine Finger etwas Wichtiges mit. Ich weiß, daß ich jetzt keine plötzliche Bewegung machen darf. Sie beobachtet mich, als könnte ich angreifen, denn das ist der

Moment, in dem ein anderes Tier sich nähern würde; wenn sie nicht darauf vorbereitet ist, sich zu schützen. Ihre Augen wirken zu klein für einen so großen Körper. Sie legt ihren Rüssel auf Josephs Rücken, fährt damit herum, versichert sich, was mit ihr geschieht.

Joseph sagt, wenn Elefanten sich in der Wildnis bedroht fühlen, bringen sie die Jungen und Schwachen in ihre Mitte und bilden einen Kreis um sie. Ich frage mich, ob Marysue irgendwo eine Familie hat. Ob die versucht hat, sie davor zu bewahren, markiert und verschifft zu werden. Ich stelle mir vor, wie sie nach einem Schwanz Ausschau hält, an dem sie sich festhalten kann, während die anderen auf dem Boden herumscharren und sich zum Angriff vorbereiten.

Ann betreibt den Ticketschalter. Ihr Kater, Stinky, kommt jeden Tag mit ihr zur Arbeit. Ann hat zu ihren Füßen einen kleinen Korb, in dem er schläft. Stinky hat kein Fell. Die Haut hängt zwischen seinen Beinen herunter wie bei einem alten Mann, der eine Windel trägt. Ann sagt, Stinky habe ihr das Leben gerettet.

Sie erzählt mir von einer Nacht im September, als sie von gleißendem Licht in ihrem Zimmer aufwachte. Ihr Bett vibrierte, und sie meinte, es wäre ein Erdbeben, bis sie spürte, wie ihr Körper aufstand und sich daranmachte, ans Fenster zu gehen. Das Schiebefenster flog auf, und das Fliegengitter wurde weggerissen. Ann sagt, was dann geschah, sei wie das Brennen gewesen, das man empfindet, wenn man Frostbeulen bekommt, gefolgt von einer Taubheit, die von ihren Fingern und Zehen ausging und ihr durch Schenkel und Schultern kroch, weiter bis zu ihrem

Herzen. Sie versuchte zu schreien, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt.

Stinky sprang auf den Fenstersims und fing an zu fauchen. Damals hatte er ein Fell, sagt Ann, orange und gelb getigert, und es war gestäubt, piekste wie mit Nadelspitzen in den Lichtstrahl hinein. Stinky bleckte die Zähne, und Ann sagt, seine Augen reflektierten das Licht so intensiv, daß es aussah, als entströmten ihnen Laserstrahlen, und plötzlich wurde alles dunkel, und Ann fiel zu Boden, schlug sich am Nachttisch den Hinterkopf an. Sie schlang den Flickenteppich um sich, der auf dem Boden lag, und kroch unter die Matratze, wo sie betäubt bis zum Morgen liegenblieb. Als der Tag anbrach und sie genügend Mut faßte, um hervorzukommen, fand sie das Fenster immer noch offen, draußen im Gebüsch Fetzen des Fliegengitters und Stinky, kahl und zitternd, im Schrank unter einem Haufen Schmutzwäsche.

Wenn sie keine Eintrittskarten verkauft, reist Ann durchs Land, besucht mit ihrem Kater Entführten-Treffen, hält sich zum Beweis an seinem haarlosen Körper fest. Ohne ihn geht sie nirgendwohin.

Ich betrachte den schlafenden Stinky durch das Glas und denke über Ergebenheit nach. Ich weiß, daß Ann sich darüber Sorgen macht, was passieren wird, wenn er stirbt, und das aus gutem Grund – sie weiß, was es heißt, allein zu leben –, und wenn er nicht mehr da ist und das Licht in ihr Zimmer zurückkehrt und es sie zum Fenster zieht, wird ihr klar sein, daß sie dieses Mal mitgenommen wird, weil niemand da ist, der sie genügend liebt, um es zu verhindern.

Ich hebe ein Bündel Luzernen auf und halte es hoch. Marysue schwenkt ihren Rüssel herum und nimmt es mir aus der Hand. Sobald das Futter drin ist, ist sie wieder da, um nachzusehen, ob ich noch mehr habe. Ihr Rüssel sucht meine Handfläche ab, als läse sie meine Lebenslinie.

Joseph sagt, daß Elefanten tote Verwandte erkennen können, indem sie ihre Knochen abtasten. Sie bringen Stunden damit zu, die Überreste hin und her zu wenden, über die Wölbung eines Schädels zu streichen. Manchmal nehmen sie Teile mit und tragen sie meilenweit, ehe sie sie fallen lassen.

Ike ist der Inhaber. Ich mag ihn ganz gern, wie die meisten anderen, die hier arbeiten. Auch er hat eine Geschichte, und er hat sie mir erzählt, als er das Einstellungsgespräch mit mir führte. Ike fragte, ob ich mit Tieren Erfahrung hätte, und ich erzählte ihm, daß ich gut mit Hunden könne. Er hatte einen Zwergdackel, der zu seinen Füßen schlief, und ich sagte: Paß mal auf, und fing an, tief in der Kehle hinten zu knurren. Der Hund hob nicht einmal den Kopf, um mich anzusehen. Ike sagte: Brauchst du den Job so dringend, oder bist du einfach verrückt? Ich sagte, daß ich den Job brauchte, und er sagte: Na gut, dann.

Ike ist halb Eskimo. Er wuchs in der Nähe des Beringmeers auf, in Unalakleet, Alaska. Viele der Männer dort arbeiteten auf den Bohrinseln und waren monatelang weg. Das verließ dem Dorf ein Gefühl der Verlassenheit, trotz all der Frauen und Kinder, die da waren, aber es verschaffte Ike auch eine Menge Freiheit. Er war gern mit Jungen zusammen, die älter waren. Das Iditarod-Hundeschlittenrennen führte jedes Jahr durch das Dorf, und wenn es soweit

war, gerieten die Jugendlichen aus dem Häuschen, konstruierten baufällige Schlitten und spannten ihre Hunde davor, die sie meistens nur umwarfen und davonliefen, und dann zerrten sie für den Rest des Tages Blechteile hinter sich her.

Um dieses Problem zu umgehen, beschloß Ikes Freund George, zuerst seinen kleinen Bruder auf den Schlitten zu schnallen, ehe er ihren Familienhund davorspannte, einen jungen Husky mit einer Neigung zum Abhauen. Der Hund rannte los und zog Georges schreienden kleinen Bruder davon, und die beiden Jungen mußten sie suchen gehen. Sie waren eine Meile weit draußen und waren gerade im Begriff, einen Hügel hinaufzuklettern, als sie eine kleine blaue Mütze fanden, von der Sorte, die unter dem Kinn festgebunden wird. Ike hob sie auf, und sie stiegen über die Kuppe, und da war ein Eisbär, der Georges kleinem Bruder die Gedärme herausriß. Den Hund hatte er bereits zerfetzt – der Schnee war blutbefleckt, der Schlitten umgeworfen, das Seil hing lose vom Hals des Huskys herab. George fing an zu schreien, und der Bär drehte sich zu ihnen um, mit naßroter Schnauze, und das war's – Ike machte, daß er wegkam.

Er hatte es ungefähr drei Meter weit geschafft, als George ihn überholte. George war älter, und seine Beine flogen. Ike hatte dieses Gefühl tief im Nacken, zwischen den Schulterblättern, und er begriff, daß der Bär hinter ihm her war, und es war beinahe, als könnte er sehen, wie er die Tatze ausstreckte und ihn zu Fall brachte. Ikes Füße gaben unter ihm nach. Er landete auf dem Gesicht, seine Lippen brannten im Schnee. Er rührte sich nicht. Er spürte den schwerfälligen Körper des Bären, der dicht neben ihm durch

den Pulverschnee knirschte, und konnte nicht mehr an sich halten; er bepinkelte sich von oben bis unten.

Ike hörte die Nase. Sie fing bei seinen Füßen an und schnüffelte zwischen seinen Beinen. Sie schnaufte und keuchte über seinem Körper, und als sie sich seinem Ohr näherte, hörte sie sich an wie eine Spielkameradin, die sich anschickt, ein Geheimnis zu verraten. Er spürte den warmen Atem des Bären und schloß die Augen. Da war Schnee auf seinen Handgelenken zwischen den Handschuhen und der Jacke, und er dachte an die Haut dort, wie sie sich am Feuer rötete und juckte, während seine Mom ihm einen Haferbrei kochte und, wenn sie sich nicht einsam fühlte, mit den Löffeln spielte, die Löffelrücken auf ihren Knien klappern ließ, dann zwischen ihren Fingern, bis sie einen Rhythmus gefunden hatte und singen konnte. Die Nase war wieder zwischen seinen Beinen. Er horchte, wie der Bär davontappte.

Er blieb lange Zeit dort im Schnee. Als er den Kopf hob, dämmerte es. In der Ferne sah er ein Snowmobil näher kommen, brachte es aber nicht fertig, sich zu bewegen. Ike sagte zu mir, daß man manchmal solche Erfahrungen macht und den Rest seines Lebens damit verbringt, über sie nachzudenken. Wenn du versuchst zu verdrängen, was passiert ist, kommt es noch stärker wieder, ein nagendes Unbehagen, eine nicht zu beantwortende Frage, und du mußt noch einmal von vorne anfangen.

Marysue mag es, wenn ich ihre Zunge streichle. Es ist ein großer und furchterregender Muskel, und wenn ich mit der Hand darüberstreichle, versuche ich, nicht daran zu denken, daß sie meinen Arm hinunterschlucken könnte. Ich

nehme den linken in dem Gedanken, daß ich ihn nicht so sehr vermissen würde wie den rechten. Ich hole den Schlauch und spritze ihr noch einmal die Flanke ab. Die borstigen schwarzen Haare, die zwischen den Hautfalten herauswachsen, hängen unter dem Gewicht des Wassers tropfend herab. Später an diesem Abend denke ich an diese Haare, als ich gesund und munter zu Hause bin und unter der heißen Dusche hervorkomme, unter der ich sämtliche Tiergerüche des Tages abgewaschen habe. Ich rubbele mit dem Handtuch unter den Armen, über die Brust und beide Beine. Als ich bei den Zehen ankomme, trockne ich die Haut dazwischen sorgfältig ab und denke wieder an meine Exfrau. *Tritt da drauf.*

Ich habe sie in einer Bar in Las Vegas kennengelernt. Sie war zu einer Konferenz dort, einer Zusammenkunft von Krankenschwestern, die in Vietnam in mobilen Krankenhäusern gearbeitet haben. Ich schenkte Getränke aus. Sie erzählte mir eine Geschichte, wie sie einem Typ in einem Restaurant mit einem Steakmesser und einem Kugelschreiber das Leben gerettet hatte, indem sie zwischen den Gängen einen Luftröhrenschnitt durchführte. Ich schaute ihr auf die Kehle, als sie ihren Martini trank, die Art, wie die Drüsen sich zusammenzogen und sich an ihrem Hals bewegten. Ihm einen Schnitt zu machen geschah instinktiv, sagte sie, und ich beugte mich über die Bar und küßte sie.

Wir heirateten am Autoschalter. Mieteten uns für diesen Tag ein Kabrio und packten ein Picknick ein. Sie trug eine weiße Baseballmütze, an der hinten ein Schleier angetackert war. Danach fahren wir über den Hoover-Damm, und sie stand auf und johlte, als wir darüberfahren, das

Kleid flatterte ihr um die Taille, ihr Lippenstift war verwischt. Sie war bereits einmal geschieden. Als wir gerade frisch miteinander gingen, zog ich sie bei unseren Ferngesprächen noch damit auf, aber als ich sie überredet hatte, bei mir einzuziehen – ihren Job aufzugeben und neu anzufangen –, nahm sie mir das Versprechen ab, es nie wieder zu erwähnen. Ich möchte an nichts erinnert werden, sagte sie, und ich sagte zu ihr, das ist der Grund, warum die Leute heiraten.

Der Name unserer Tochter ist Leigh Ann. Sie wurde mit dem Down-Syndrom geboren, und auch wenn meine Frau es nicht laut sagte, konnte ich an der Art, wie sie die Nase rümpfte, erkennen, daß sie meine Gene aus dem Mittleren Westen unter Verdacht hatte. Als sie mich verließ, brachte sie Leigh Ann zu ihren Eltern nach New Mexico, wo ich jedes Wochenende hinfuhr und mit meiner Tochter auf dem Schoß unangenehme Stunden auf deren Vorderveranda verbrachte. Ich logierte in einem nahe gelegenen Motel, und am Montagmorgen fuhr ich zurück nach Las Vegas, wo sich die Wüste in alle Richtungen um mich ausdehnte, als wäre ich der Mittelpunkt von etwas Großem. Dabei hatte ich immer das Gefühl, ich müßte schreien, und manchmal tat ich es, mit heruntergekurbelten Fenstern, während mir der Wind in den Mund fuhr.

Sie rief mich in der Bar an, um mir zu sagen, daß sie mit ihrem Freund zusammenziehen und Leigh Ann mitnehmen würde. Mit mir zusammen arbeitete ein Jurastudent, der mit dem Trinkgeld seine Darlehen abbezahlte, und den holte ich ans Telefon, damit er ihr sagte, sie müsse mich informieren, wohin sie ging. Sie gab ihm eine Adresse, die sich als falsch herausstellte, und ich machte mich auf den Weg

zum Haus ihrer Eltern. Sie wollten mir nicht sagen, wo sie war. Sie sagten, ich verdiente nicht, es zu wissen.

Im Jahr nach unserer Hochzeit hatten wir eine Wohnung in Carson City. Sie lag im dritten Stock und ähnelte einem Eisenbahnabteil, ein langer Flur mit einem Fenster am Ende, das auf die Feuerleiter hinausging. An warmen Sommerabenden, wenn ich von der Arbeit nach Hause kam, sprang ich auf der Straße in die Höhe, um das Eisengeländer zu fassen zu kriegen, zog mich hoch und stieg zu unserer Wohnung hinauf. Ich fand das romantisch.

Eines Abends kam ich in die Bar, und sie hatten irrtümlicherweise zwei von uns eingeteilt. Maggie, ein Mädchen von den Philippinen, die sich für Astronomie begeisterte, schenkte bereits aus. Sie erzählte mir, daß in dieser Nacht der Mars zu sehen sei und wie ich ihn ausfindig machen könne. Sie erzählte mir, er habe einen Äquatorialradius von 3.397 Kilometern und brauche 687 Tage, um die Sonne zu umkreisen. Als ich zu Hause ankam, stellte ich mich vor unser Haus und fand ihn, ein winziges, flackerndes rotes Licht am Himmel. Ich überlegte mir, wie viele andere Sterne und Planeten es dort draußen wohl gab, außerhalb meines Blickfelds, und daß sie das nicht weniger real machte.

Ich stieg die Feuerleiter hinauf und fand das Fenster verschlossen vor und das Licht in unserer Wohnung gelöscht. Ich begann, an den Rahmen zu klopfen, und gerade als ich dachte, ich müßte wieder hinunterklettern, sah ich, wie am Ende der Wohnung die Tür aufging, und die Flurbeleuchtung zeigte einen Mann beim Weggehen.

Meine Frau kam im Bademantel ans Fenster. Ihr Lächeln war unsicher, als sie den Riegel umlegte. Sie schob das Fen-